

Joachim Ragnitz\*

## Was ist die ostdeutsche Transformations- erfahrung heute noch wert?

**Oft wird kritisiert, dass die von den Ostdeutschen während und nach der Wiedervereinigung erworbene „Transformationskompetenz“ in der heutigen politischen und gesellschaftlichen Realität Deutschlands zu wenig Beachtung findet. Es spricht allerdings wenig für die Vermutung, dass die Transformationserfahrungen der Wendezeit heute noch so weit tragen, dass Ostdeutschland besonders prädestiniert dafür sei, die anstehenden Herausforderungen beispielsweise aus dem Klimawandel oder der demographischen Entwicklung besser zu bewältigen als andere Regionen in Deutschland.**

Immer wieder wird beklagt, dass die „Transformationskompetenz“ der Ostdeutschen in der heutigen politischen und gesellschaftlichen Realität Deutschlands zu wenig Beachtung finde. Vor allem Vertreter des „Netzwerks 3te Generation Ost“, das für sich in Anspruch nimmt, den „jungen“ Osten (also die Generation der zwischen 1975 und 1985 Geborenen) zu repräsentieren, vertritt die These, dass die Erfahrungen der noch in der DDR geborenen, aber zur Zeit der „Wende“ sozialisierten Menschen ein besonderes Asset seien, das auch mit Blick auf die anstehenden Veränderungen viel besser genutzt werden sollte.<sup>1</sup> Gerade die Umbruchserfahrungen der Vergangenheit würden nämlich Erfahrungsvorsprünge generieren und damit Ostdeutschland dazu prädestinieren, den anstehenden Strukturwandel in Wirtschaft und Gesellschaft besser bewältigen zu können als dies in weiten Teilen Westdeutschlands der Fall sei. Auch der Ostbeauftragte der Bundesregierung hat diese Argumentation offenkundig übernommen: „Besonders die Transformationserfahrungen der Ostdeutschen und der Menschen Mitteleuropas erfahren [mit dem Zukunftszentrum für Deutsche Einheit und Europäische Transformation] endlich auch eine größere Würdigung. Wir können als Gesellschaft viel von ihnen lernen!“<sup>2</sup>

Das „Netzwerk 3te Generation Ost“ definiert Transformationskompetenz wie folgt: „Transformationskompetenz ist eine Reaktion auf eine individuelle Perturbation aufgrund einer Wandelsituation, die mit einer fallabhängigen Varianz nachweisbar ist. Der sich anschließende Prozess des Umgangs mit dieser Situation schafft möglicherweise eine Dispositionsanhäufung, welche durch ihren vergleichbaren Ursprung absehbar ähnliche Verhaltensweisen zeitigen kann. Aus der gezielten Schaffung eines Reflexionsraumes kann eine nachträgliche Durchdringung der erlebten Transformationsereignisse stattfinden. Dadurch entsteht ein Bewusstsein für die persönlichen Handlungen zur Gestaltung der neuen Situation und den ihnen zu Grunde liegenden Kompetenzen. Die reflexive Bewusstwerdung (Lernen) der eigenen Transformationserfahrung und -kompetenz fördert somit möglicherweise einen gezielteren Umgang mit zukünftigen Wandelsituationen.“ In verständliches Deutsch übersetzt heißt das: Große Umbrüche (wie der Systemwechsel im Zuge der deutschen Vereinigung) setzen Lernprozesse in

Kraft, die einem in späteren Umbruchsituationen nutzen können. Es sei einmal dahingestellt, ob dies auch für Personen gilt, die 1989/90 noch halbe Kinder waren; auf jeden Fall steht die Behauptung einer besonderen Transformationskompetenz der Ostdeutschen in eigentümlichem Kontrast zu der noch vor wenigen Jahren gängigen These, dass viele Menschen in Ostdeutschland infolge der einheitsbedingten Entwertung ihrer Lebensleistung, der Erfahrung einer „Kolonialisierung“ und der Überforderung durch das neue System traumatisiert gewesen seien und gerade dies auch an ihre Kinder übertragen hätten.<sup>3</sup> Wahrscheinlich liegt die Wahrheit in der Mitte; pauschale Zuschreibungen jedenfalls werden auch der starken Ausdifferenzierung der (wirtschaftlichen und gesellschaftlichen) Situation in Ostdeutschland nicht gerecht. Und ohnehin fragt man sich, weshalb nur die Ostdeutschen, nicht aber beispielsweise Flüchtlinge aus Kriegsgebieten oder Überlebende von Naturkatastrophen diese besondere Transformationskompetenz aufweisen sollten. Vermutlich handelt es sich also bei der Beschwörung der ostdeutschen Transformationserfahrungen eher um die Schaffung eines positiven Narrativs zur Beruhigung der Menschen hier, die zumindest zum Teil die anstehenden Transformationen eher als Bedrohung denn als Bereicherung ihres Lebens ansehen.

Das Erfordernis einer Anpassung an gravierende Änderungen der (wirtschaftlichen) Rahmenbedingungen, das ist mit „Transformation“ wohl gemeint, ergibt sich aktuell vor allem aus drei Entwicklungen: Zum ersten den Notwendigkeiten des Klimaschutzes, die (zusammen mit der aktuell auch kriegs- und sanktionsbedingten Verteuerung von Energie) einen Umbau der Energieversorgung und darüber hinaus eine Umstellung der Produktionsweise in vielen Bereichen erzwingen. Bestimmte Produktionen (z. B. Verbrennungsmotoren in Kfz) werden deshalb über kurz oder lang verschwinden und durch andere Produktionen (z. B. Elektromotoren) ersetzt werden, was wiederum auch zu Änderungen der in der Vergangenheit etablierten Wertschöpfungsketten führt. Die zweite große Transformation, man mag es kaum noch einmal wiederholen, resultiert aus der

\* Prof. Dr. Joachim Ragnitz ist stellvertretender Geschäftsführer der Niederlassung Dresden des ifo Instituts – Leibniz-Institut für Wirtschaftsforschung an der Universität München e. V.

demografischen Entwicklung, die in den nächsten Jahren zu einem massiven Mangel an Arbeitskräften nicht nur in Ostdeutschland führen wird. Dies lässt sich nur durch Rationalisierung, also durch eine im Vergleich zu heute sehr viel kapitalintensivere Produktionsweise auffangen. Eng damit verbunden ist schließlich – drittens – der zu erwartende Digitalisierungsschub in allen Bereichen von Wirtschaft und Gesellschaft, der Produktionsprozesse revolutionieren kann und der ebenfalls höhere Anforderungen an Qualifikation und Umstellungsbedürfnisse der Beschäftigten in vielen Bereichen stellen wird.

Der Mechanismus, der die Anpassung erzwingt, ist in allen drei Fällen der gleiche, nämlich ein Wertverlust bestehender Produktionstechnologien (weil die Preise für Energie oder für Arbeit steigen oder weil die Absatzpreise für traditionell hergestellte Produkte sinken). Aus ökonomischer Sicht ist gerade dieser Wertverlust auch der Treiber für die Umstellung, denn gewinnorientierte Unternehmen suchen dann nach Möglichkeiten, sich an die marktlichen Zwänge anzupassen, und sie werden es auch tun. Die Anpassung ist dabei um so leichter möglich, je mehr Zeit hierfür eingeräumt wird; kurzfristig sind Produktionsstrukturen nur schwer veränderbar, so dass ein zu schneller Transformationszwang mit hohen sozialen Kosten (z. B. in Form von Arbeitslosigkeit) einhergehen kann. Aber unabhängig davon kostet eine Umstellung von Produktionsstrukturen und -technologien im Regelfall Geld, so z. B. für Investitionen in neue Ausrüstungsgüter oder in Forschung und Entwicklung. Dementsprechend werden sich vor allem jene Unternehmen besonders gut anpassen können, die hohe finanzielle Reserven haben oder sich zumindest aufgrund guter Bonität Fremdkapital in ausreichendem Umfang beschaffen können. Das aber sind typischerweise nicht die zumeist kleineren ostdeutschen Unternehmen, sondern eher westdeutsche (und ausländische) Großunternehmen. Und es sind innovative Anstrengungen notwendig, die typischerweise mit jüngeren, gut qualifizierten Beschäftigten in Verbindung gebracht werden. Aber Ostdeutschland ist massiv überaltert, und aus vielen Regionen sind gut qualifizierte Menschen in den letzten Jahren mangels Perspektiven abgewandert und werden auch nicht wiederkommen. Viele Menschen scheinen wohl auch eher „strukturkonservativ“ und deswegen nicht unbedingt bereit zu sein, neue Wagnisse – und Innovationen sind immer ein Wagnis – einzugehen. Insoweit ist es nicht so recht erkennbar, weshalb Ostdeutschland bzw. den dort lebenden Menschen eine höhere Transformationskompetenz zukommen sollte.

Hinzu kommt, dass es a priori vielfach unsicher ist, welche neuen Marktlösungen sich durchsetzen werden. Wer eine Vorreiterrolle in der Transformation einnehmen will, benötigt also eine ausgeprägte Risikobereitschaft. Typisch für Ostdeutschland scheint aber eine eher hohe Risikoscheu zu sein, weil man in den Zeiten gravierender Umbrüche und hoher Arbeitslosigkeit erlebt hat, dass man – selbst ohne eigenes Zutun – sehr schnell auch alles verlieren kann. Für eine höhere Risikofreude Ostdeutscher spräche höchstens, dass man hier aufgrund geringeren Vermögens nicht so viel verlieren kann. Die geringere unternehmerische Initiative, die niedrigere Gründungsneigung und die schwächere Innovationstätigkeit im Osten sprechen aber eher dafür, dass dies für eine Kompensation nicht ausreichend ist.

Natürlich gibt es Ausnahmen, so wenn neu gegründete Start-ups mit einer neuen, innovativen Idee an den Markt gehen. Aber auch diese benötigen für die Marktdurchdringung Geld, also die Bereitschaft von Kapitalgebern, sich an eben diesen Unternehmen zu beteiligen. Trotz aller politischen Begeisterung für die (wenigen) erfolgreichen Neugründungen in den ostdeutschen Bundesländern: Unangefochtene Start-up-Hauptstadt Deutschlands ist Berlin, gefolgt von den großen westdeutschen Agglomerationszentren. Wenn es derartige technologieintensive Neugründungen im Osten Deutschlands gibt, dann am ehesten in Dresden und Leipzig – was aber eher dafür spricht, dass das universitäre Umfeld hier als eine spezifische ostdeutsche Transformationskompetenz hierfür ausschlaggebend ist. Auch hier ist also kein besonderer Vorteil Ostdeutschlands zu erkennen.

Alles in allem: Es spricht wenig für die Vermutung, dass die Transformationserfahrungen der Wendezeit heute noch so weit tragen, dass Ostdeutschland besonders prädestiniert dafür sei, die anstehenden Herausforderungen besser zu bewältigen als andere Regionen in Deutschland. Es ist ja auch keineswegs so, dass die Entwicklungen in Westdeutschland über die vergangenen Jahrzehnte immer glatt verlaufen wären. Menschen mit „substanziellen Krisen- und Wandlungserfahrungen“ gibt es auch dort, und der Rheinische Kapitalismus hat den Menschen dort womöglich sogar einiges mehr an Selbstverantwortung abverlangt als den Menschen in Ostdeutschland, die von staatlichen Unterstützungsangeboten in beträchtlichem Umfang profitieren konnten.<sup>4</sup> Müde von den Umbrüchen der letzten 30 Jahren scheint es sogar so, dass die Bewahrer des Status quo in weiten Teilen Ostdeutschlands eher stärker vertreten sind als anderswo, was eine Erklärung für den größeren Zuspruch zu Parteien rechts von der politischen Mitte sein könnte. Gerade weil man in den vergangenen 30 Jahren so viele Schmähungen hat erleben müssen, gibt es einen gewissen Trotz gegen neuerliche Veränderungen und gleichzeitig die Sorge, dass „das Lebenswerk“ nochmals gefährdet sein könnte. Politiker und andere Akteure, die für sich in Anspruch nehmen, ostdeutsche Interessen wahrzunehmen, sollten daher eher diese Einstellungen vieler Menschen in Ostdeutschland reflektieren – anstatt mit wohlklingenden, aber letzten Endes inhaltsarmen Aussagen zu einer vermeintlichen Vorreiterrolle („Der Osten als Avantgarde“<sup>5</sup>) den Boden für neuerliche Enttäuschungen zu bereiten.

Mehr noch: Die Probleme der Transformation von Wirtschaft und Gesellschaft sind real, und sie sind weit größer, als es vielleicht den Anschein haben mag. Den Ostdeutschen eine hohe Transformationskompetenz zu unterstellen, würde ja bedeuten, dass man den Erfolg der notwendigen Umstellungen als sicher oder zumindest als wahrscheinlich ansieht. Eine besondere Unterstützung müsste nach dieser Logik somit eher den behäbigen Westdeutschen zukommen, die diese Transformationskompetenz nicht aufweisen. Vermutlich ist es aber gerade umgekehrt: Da die Schwierigkeiten der anstehenden Transformation im Osten eher größer ausfallen als im Westen, ist politisches Handeln hier eher wichtiger als in Westdeutschland. Denn sonst besteht die Gefahr, dass im Zuge der Neugestaltung wirtschaftlicher Strukturen der Osten doch noch auf die Verliererseite gerät.

- 
- 1 Vgl. hierzu die Selbstdarstellung des Netzwerks unter <https://netzwerk.dritte-generation-ost.de/>.
  - 2 So Carsten Schneider bei Twitter, 4. Mai 2022 (<https://twitter.com/schneidercar/status/1521823286849642496>)
  - 3 Vgl. beispielhaft Valerie Schönian, „Wer das Sagen hat“, „Die Zeit“ 16/2019, Download unter <https://www.zeit.de/2019/16/ostdeutschland-kolonialisierung-migration-stereotype-benachteiligung>.
  - 4 Vgl. zu dieser Argumentation z. B. Raj Kollmorgen, „Was hat denn Corona mit der DDR zu tun“, Gastbeitrag in der Thüringer Allgemeinen vom 8. April 2020, S. 3, Download unter [https://trawos.hszg.de/fileadmin/NEU/Redaktion-TRAWOS/Meldungen/2020/kollmorgen\\_thueringer\\_allg\\_april\\_2020.pdf](https://trawos.hszg.de/fileadmin/NEU/Redaktion-TRAWOS/Meldungen/2020/kollmorgen_thueringer_allg_april_2020.pdf).
  - 5 So der Titel eines Buches von Wolfgang Engler, Berlin 2002.